„Liebt eure Feinde...“ (V 41) Wer sich dieser Forderung Jesu stellt, der steht sehr bald vor der Frage: Wie geht das? Wie soll ich jemanden lieben, der mir das Leben schwer macht, der mir bei jeder Gelegenheit Prügel in den Weg legt, der mich versucht, fertig zu machen, wo er nur kann? Das geht doch einfach über meine Kräfte, das kann Jesus im Ernst doch nicht von mir verlangen.

Das erste, was es gilt, hier festzuhalten, ist, dass „lieben“ im Sinne Jesu zunächst überhaupt nichts mit Gefühlen zu tun hat. Jesus verlangt nicht, dass wir unseren Feinden gegenüber Sympathie oder gar Zuneigung empfinden müssen. Kein Mensch kann auf Kommando Gefühle produzieren, jedenfalls keine echten. Und Jesus verlangt das auch nicht von uns.

Die Feinde lieben meint hier vielmehr, auch und gerade mit denen, die etwas gegen uns haben, fair und gerecht umzugehen. Seine Aufforderung, gerade für solche zu beten, weist in diese Richtung. Denn im Gebet werde ich daran erinnert, dass auch der Feind ein Geschöpf Gottes ist, das ihm gehört, über das ich nicht nach Belieben verfügen kann. In dieselbe Richtung weist die Bemerkung, dass Gott seine Sonne über Guten und Bösen aufgehen lässt (vgl. V 45).

Wenn wir von dieser Grundtatsache ausgehen, dann ergibt sich daraus sofort eine feine, aber folgenschwere Unterscheidung, die Unterscheidung nämlich zwischen dem Bösen auf der einen Seite, und dem, der Böses tut, auf der anderen Seite. Das sind zwei völlig verschiedene Dinge. Jesus fordert in den Evangelien mehr als einmal auf, sich mit aller Kraft dem Bösen zur Wehr zu setzen. Wir müssen uns auf keinen Fall alles gefallen lassen, wir dürfen und sollen uns wehren. Aber dabei ist genau diese Unterscheidung wichtig, die er ausdrücklich formuliert: „Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand...“ (V 39) Das bedeutet, die Zielrichtung unserer Gegenwehr ist eben nicht die Person, nicht der Mensch, der Böses tut, sondern das Böse.

Daraus ergeben sich völlig neue Strategien. Gewalt, die auf die Person zielt, wird als Mittel ausgeschlossen. Und das aus gutem Grund. Wenn nämlich Gewalt gegen Gewalt steht, dann entsteht eine Eigendynamik, die mit der Sache bald nichts mehr zu tun hat, was bei vielen Konflikten unschwer zu beobachten ist. Wenn Gewalt gegen Gewalt steht, dann siegt immer die größere, die stärkere Gewalt, aber das ist eben nicht automatisch identisch mit dem Recht. Hier gilt es von einer weitverbreiteten Illusion Abschied zu nehmen, die vor allem durch unzählige Fernsehfilme vermittelt wird, in denen fast immer die größere Gewalt auf der Seite des Rechts ist. Und das entspricht überhaupt nicht der Wirklichkeit. Wenn es wirklich um etwas Wichtiges geht, dann ist es geradezu leichtsinnig, dieses Wichtige dem Spiel der Gewalt zu überlassen. Der Sieger ist immer der Stärkere, aber das ist eben nicht automatische der, der im Recht ist.

Jesus selber deutet beispielhaft auf alternative Strategien hin. Wenn nicht die Person, sondern das Unrecht, das sie tut, das wirkliche Ziel ist, dann kann es durchaus einmal sinnvoll sein, die andere Wange hinzuhalten, dem den Mantel zu geben, der mir das Hemd nehmen will, oder zwei Meilen mit einem zu gehen, der mich zu einer zwingen will. Denn dies alles sind Strategien, die die Person schonen, aber die zugleich auf das Unrecht, das sie tut, aufmerksam macht. Das sind Beispiele, Modelle, wie reagiert werden kann, um gegen Unrecht anzugehen, aber gleichzeitig den Menschen zu achten.

Solche Strategien funktionieren nicht immer. Sie müssen von Fall zu Fall unter Achtung dieser von Jesus selbst aufgestellten Grundsätze der jeweiligen Situation angepasst werden. Wichtig und entscheidend ist dabei aber auch immer ein möglichst intensiver Kontakt zum Feind. Je enger dieser wird, um so eher greifen solche alternativen Strategien. Nicht zufällig erwähnt Jesus hier deshalb das Grüßen (vgl. V 47).

Vielleicht hört sich das alles etwas sehr theoretisch an. Deshalb hier ein kurzes Beispiel, wie so etwas schon einmal in die Praxis umgesetzt wurde:

In der Stadt Birmingham im amerikanischen Staat Alabama wurden Schwarze wie Freiwild behandelt; selbst Pfarrer wurden, wenn sie schwarz waren, ohne Grund von der Polizei verprügelt. Ein Bezirk in dieser Stadt hatte den Namen „Dynamite Hill“, weil dort während mehrerer Jahre Extremistengruppen die Häuser von Schwarzen bombardierten, ohne dass die Täter jemals ernsthaft zur Rechenschaft gezogen wurden. Die Versuchung, mit Gewalt zu antworten, war groß und nur zu verständlich.

Doch eine Gruppe von Christen unter der Führung von Martin Luther King versuchte anders vorzugehen. Nach mehrmonatiger Ausbildung und Vorbereitung wurden Demonstrationen organisiert, an der immer mehr teilnahmen, und die bei der Polizei auf erbitterten, gewaltsamen Widerstand stießen. Nach einigen Tagen des Kampfes beschloss die Polizei, die Feuerwehrspritzen einzusetzen. Sie zerstreuten die Demonstranten, indem sie mit Hilfe der Löschgeräte Wasser unter enorm hohem Druck auf die Demonstranten spritzten. Der Wasserdruck war so stark, dass er nicht nur die Leute zu Boden warf, sondern dass die Getroffenen zu bluten begannen.

Für den folgenden Sonntag wurde wieder eine Demonstration angesetzt. Die Menschen strömten nach den Morgengottesdiensten aus den Kirchen und formierten sich zu einem Marsch auf das Gefängnis. Und wieder brachte die Polizei die Löschgeräte in Stellung. Trotz mehrfacher Warnungen ging der Marsch der Demonstranten unbeeindruckt weiter. Der Feuerwehrkommandant gab den Befehl, die Löschgeräte einzuschalten. Er schrie wieder und wieder. Aber diesmal weigerten sich die Feuerwehrleute, dem Befehl zu gehorchen. Man erzählt, dass einige von ihnen hinter diesen kanonenförmigen Maschinen zusammenbrachen und weinten. Aber sie öffneten die Geräte nicht.

Von diesem Tag an war in dieser Stadt alles anders.